

Der Selbstmord der deutschen Studentenschaft

Was geschah, bevor die „Schandfeuer“ brannten / Von Hans Heigert

seinerzeit als antireligiöses Museum diente, liegt schrecklich in Trümmern. Aus dem Staub und Geröll der gesprengten Mauern leuchten die Fragmente der kostbaren Wandmalereien und Mosaiken. Der goldene Heiligenschein, von rostigen Eisenträgern durchbrochen, zerrieselt in Regen und Wind. Zur Belehrung der Wallfahrer, Touristen und Schulkinder, die hier täglich in Scharen herströmen, hat die Leitung des unter Denkmalschutz gestellten Staatlichen Museums eine Tafel aufgestellt. Sie zeigt ein Foto der einst so reichen, schönen Kirche mit ihren sieben goldenen Kuppeln, den dreistöckigen Ikonostas, die bildgeschmückte Altarwand mit Marmorsäulen und Pilastern. Am 3. November 1941 wurde das Bauwerk, heißt es, von den hitlerischen Eroberern barbarisch zerstört. Der Gesamtschaden, den die Lawra damals erlitt, wird auf hundertzwanzig Millionen Rubel bewertet.

Die Wiederherstellung ist jedoch schon in Angriff genommen. Im Jahr 1956 kletterten junge Leute auf den siebenundneunzig Meter hohen, einsam stehenden Glockenturm, um dort ein Stahlgerüst zu befestigen, von dem aus die Maurer, Maler, Stukkateure, Bildhauer und Vergolder die Erneuerung des üppigen Fassadenschmucks, Spätbarock, in Angriff nahmen. Auch die prächtige weiße Turmkirche, eine Perle des ukrainischen Barocks, hat man inzwischen sorgfältig restauriert. Unauffällig trägt sie das Wappen des Stifters, des Hetmans Maseppa, der überdies noch die starke Umfassungsmauer mit das zweundzwanzig Hektar große Klosterareal hatte anlegen lassen. Damals weiteten die Großen der Ukraine mit dem Hetman im Kirchenbau, unter Anlehnung an die in Polen verbreitete westliche Architektur. Sogar die weltlichen Bauten der Lawra sind überall mit hübschen Barockgiebeln, Pilastern und Gesimsen dekoriert, die dem Kloster ein feierlich-prächtiges Aussehen geben.

Wieder Mönche im Höhlenkloster

Für die Wiederherstellung der Lawra wird man voraussichtlich fünf Jahre brauchen. Die Sowjetregierung bewilligte zunächst einmal drei Millionen Rubel, da man diese Kirchen und Kapellen in ihrer Gesamtheit heute als das bedeutendste Kulturdenkmal der Ukraine einschätzt. Die größte Überraschung erlebte der Besucher jedoch, als er auf endlosen hölzernen Treppen zum unterirdischen Höhlenkloster hinabstieg. Mönche in schwarzen Kutten mit langen Haaren und Bärten empfingen ihn. Sie verkauften ihm dünne Wachskerzen, und ein junger, blasser Bruder begleitete ihn durch die dunklen, engen Katakombengänge. Auf einmal war es, als hätte es niemals jene Periode der Vertreibung und Verfolgung gegeben. Immer wieder stieß man in den Feinschnitten auf kleine Besuchergruppen mit Lichtern, und es waren Mönche, die ihnen in ihrer naive Weise aus der legendären Vergangenheit des Höhlenklosters erzählten.

Wie konnte es zu dieser Umkehr kommen? Befand sich die Russisch-Orthodoxe Kirche vor Ausbruch des Krieges nahezu am Rande des Untergangs, so führte Hitlers Überfall auf die Sowjetunion eine entscheidende Wendung herbei. Bereits im Juni 1941 stoppte die antireligiöse Propaganda, die Gottlosenblätter verschwanden, die antireligiösen Museen schlossen ihre Pforten. Die oberste Geistlichkeit in Moskau, Leningrad und Kiew setzte sich mit unermüdlichen Appellen für die Verteidigung des Vaterlandes gegen die „faschistischen Banditen“ ein. Die Kirche veranstaltete Geldspenden für die Armee. Sie ergriff Maßnahmen gegen Geistliche, die mit den Deutschen zusammenarbeiteten. Ein Bischofskonzil stieß den galizischen Erzbischof Polikarp aus dem geistlichen Stand aus, als dieser eine autokephale ukrainische Kirche unter deutschem Schutz proklamierte. Ebenso erging es dem Erzbischof von Riga, dem Bischof von Rostow am Don, dem Metropoliten von Charkow. Am 4. September 1943 empfing Stalin den Patriarchatsverweser Metropoliten Sergej sowie die Metropoliten von Leningrad und Kiew im Kremel. Er gab seine Zustimmung zur Einberufung eines Bischofskonzils, zur Wahl eines russischen Patriarchen und eines Synods, die seit 1925 ausstand. Hier nahm die Entwicklung ihren Anfang. Die Kirche nach der Befreiung der Ukraine, unter anderem auch zur Wiedereröffnung der Lawra und zur Rückgabe des Höhlenklosters an die Mönche führte. *)

Jetzt sind die antireligiösen Tafeln und Inschriften aus der Lawra entfernt. Ein stetig wachsender Strom von Besuchern. Hunderttausende von Menschen, darunter viele fromme Wallfahrer, pilgern in jedem Jahr aus allen Teilen der Sowjetunion hierher. Man hat ein Historisches Museum eingerichtet, das die Geschichte der Lawra veranschaulicht, ein Museum der im Kloster angefertigten alten Drucke und schließlich noch ein für ukrainische Volkskunst. In einer etwas abgelegenen Kirche, weiter unten am Berghang, zeigt man das Grabmal des Gründers von Moskau, des Fürsten Jurij Dolgoruki, errichtet vor zehn Jahren von der Sowjetregierung.

In den Katakomben

Bei der Besichtigung der unterirdischen Katakomben kam ich diesmal nur ziemlich langsam voran. Eine ansehnliche Gruppe von Frauen mittleren und vorgeschrittenen Alters verweilte an jedem der zweiundsechzig in Feinschnitten geborenen Schreine und Särgen. Sie küßten jeden einzelnen Heiligen, oder vielmehr die Glasplatte, unter der sie im flackernden Kerzenschein das mumifizierte Antlitz des Toten erblickten. Unser blasser Begleiter lenkte meine Aufmerksamkeit inzwischen auf die Heiligenbilder. Da er nicht sicher schien, ob er bei seinen Besuchern irgendeine Kenntnisse der biblischen Geschichte voraussetzen konnte, so begann er mit den allereinfachsten Erklärungen.

„In diesem Schrein“, verkündete er mit tief bewegter Stimme, „ruht einer jener vierzehntausend Knaben, welche Herodes nach der Geburt des Erlösers hinmetzeln ließ.“ Er wies auf eine Inschrift hin. Sie bestätigte, daß diese kostbare Reliquie im siebzehnten Jahrhundert aus Palästina hierher gebracht worden sei. „Stellt euch vor, wie lange das her ist“, rechnete das Mönchlein ins vor.

In den kalten, feuchten Gängen erblickte ich nicht wenig eiserne Gitter. Aber die Mönche glitten an diesen alten Gefängniszellen schweigend vorbei, welche vor Jahrzehnten ein so beliebtes Schaustück der antireligiösen Propaganda abgaben. Sie zeigten dafür die Gemächer der asketischen Einsiedler, den Speiseraum der Mönche und die unterirdische Kapelle, die Rilke beschrieb, mit ihren glitzernden Ikonen, vor denen die Gläubigen voll inbrünstiger Andacht niederknieten. An einer Treppe hielt der Bruder inne. Sie führt nach oben in eine alte, seit Jahrzehnten stillgelegte Kathedrale. „Früher, in der Zarenzeit“, sagte eine Stimme im Dunkeln, „als wir noch frei waren, gab es Gottesdienst in sämtlichen Kirchen.“

*) Anmerkung: Der amerikanische Religionshistoriker John Curtiss hat im einzelnen diese interessanten Vorgänge in seinem wissenschaftlichen Standardwerk über die Kirche der Sowjetunion 1917-56 beschrieben. (Isar-Verlag, München.)

Vor 25 Jahren flatierte folgender Befehl in die Büros der Studentenschaft an den deutschen Universitäten:

Hauptamt für Presse und Propaganda der Deutschen Studentenschaft

Berlin, 8. April 1933

An die Einzelstudentenschaften

Betrifft: Erste Maßnahme des Propagandaamtes

A) Gegenstand: Öffentliche Verbrennung jüdischen und zersetzenden Schrifttums durch die Studentenschaften der Hochschulen.

Erstens: Jeder Student säubert seine Bücherei von derartigen, durch eigene Gedankenlosigkeit oder Nichtwissen hineingelagerte Schriften.

Zweitens: Jeder deutsche Student säubert die Büchereien seiner Bekannten und sorgt dafür, daß ausschließlich volksbewußtes Schrifttum darin heimisch ist.

Drittens: Die Studentenschaften sorgen dafür, daß öffentliche Büchereien von derartigen Material befreit werden.

B) Durchführung:

Verbrennungsakt am 10. Mai 1933.

a) Stattfinden nur an den Hochschulorten.

b) Die anderen Orte des Kreises werden durch die Aufklärungs- und Sammelaktion erfaßt und das gesammelte Material nach den Hochschulorten zur Verbrennung geschafft.

c) Verbrennungsakt gegen 18 Uhr, Fackelzug, öffentlicher Vortrag.

So geschah es. Am 10. Mai 1933 loderten vor den deutschen Universitäten die Schand-

feuer. Professoren, Studenten und Parteifunktionäre hielten Brandreden von deutschem Geist, deutschem Blut und deutschem Wesen. Dann traten junge Studenten mit hellen, schneidigen Stimmen an die Feuer und riefen in die Mikrophone:

„Gegen Dekadenz und moralischen Verfall. Für Zucht und Sitte in Familie und Staat. Ich übergebe der Flamme die Schriften von Heinrich Mann, Ernst Glaeser und Erich Kästner.“

Mit genau vorgeschriebenen, im ganzen Reich gleich hinausgeschrieenen Sätzen warfen sie Marx und Freud, Förster und Remarque, Tucholsky und Kerr in die Flammen. Als Begründung wurde stets vorgegeben, es komme darauf an, „geistige Fremdherrschaft“ abzuschüteln, „deutsches Wesen“, „deutsches Geist“ und „deutsches Blut“ von allem Artfremden zu reinigen. Der Bonner Germanist Professor Dr. Hans Naumann sagte in seiner Feuerrede: „Die Welt hat schon einmal in unserem Leben den Sturm eines deutschen Aufbruchs gesehen, im August 1914; vergleichbar dem Frühlingsturm von 1933; Fortsetzung überhaupt der eine des anderen; vergleichbar beide an unerhörter Wucht und Präzision und Eleganz. Wir wollen ein Schrifttum, dem Familie und Heimat, Volk und Blut, das ganze Dasein der frommen Bindungen wieder heilig ist... das zum Staat erzieht und zum Führertum und zur Wehrhaftigkeit...“

Zur gleichen Zeit wurden die ersten schwarzen Listen veröffentlicht, in denen Autoren und Werke verzeichnet waren, die fortan nicht mehr verlegt und nicht mehr öffentlich ausliegen werden durften. Thomas Mann und Kasimir Edschmid, Arthur Schnitzler und Franz Werfel, Michael Sostschenko und Ernest Hemingway waren darin aufgeführt. Man muß es den Nationalsozialisten zugestehen: Sie wußten von der ersten Stunde an, worauf es ankam, um ihre eben erst angetretene Herrschaft zu festigen. Das Erstaunliche bleibt freilich, daß sie es nicht einmal in dieser ersten Zeit für notwendig hielten, Samthandschuhe anzuziehen. Am 19. April veröffentlichte der „Führer der deutschen Studentenschaft“, damals ein Mann namens Krüger, ein Rundschreiben A 33:

An die Einzelstudentenschaften!

Zur Beschleunigung der von der Reichsregierung beschlossenen Maßnahmen, zur Säuberung des Berufsbeamtenums sind von den Studentenschaften an den Führer der DSI möglichst umgehend folgende Angaben zu machen:

a) Aufstellung der Hochschullehrer, die Juden sind oder kommunistischen Organisationen angehört haben, ebenso die Hochschullehrer, die nationale Führer, die Bewegung der nationalen Erhebung oder das Frontsoldatentum beschimpft haben.

b) Aufstellung sämtlicher Hochschullehrer, deren wissenschaftliche Methode ihrer liberalen, beziehungsweise pazifistischen Einstellung entspricht, die daher für die Erziehung des deutschen Studenten im nationalen Staate nicht in Frage kommen.

c) Angabe der Hochschullehrer und Assistenten mit politisch einwandfreier Haltung im Sinne der nationalsozialistischen Revolution und einer dieser Haltung entsprechenden wissenschaftlichen Methode.

Als bald folgte das Rundschreiben A 35, datiert am 5. Mai 1933:

Betreff: Bestimmungen für die Durchführung des Boykotts gegen Professoren, die an der deutschen Hochschule im nationalsozialistischen Staate nicht Lehrer sein können.

Die angeforderten Angaben sind umgehend an das Hauptamt für politische Erziehung zu richten, von wo aus dann je ein Exemplar dem Führer der Deutschen Studentenschaft und dem Amtsleiter für Wissenschaft übergeben wird.

Nach Prüfung der von den Einzelstudentenschaften eingegangenen Darlegungen erfolgt vom Führer der Deutschen Studentenschaft Zustimmung oder Ablehnung des Boykotts. Mit der Zustimmung zum Boykott schaltet sich gleichzeitig die gesamte Deutsche Studentenschaft gegen den Professor ein und gibt der Aktion eine Bedeutung von größter Tragweite.

Die Durchführung des Boykotts hat in vorbildlicher soldatischer Disziplin zu erfolgen.

In soldatischer Disziplin sollte der Boykott vor sich gehen. Welch ein Tonfall war da über Nacht üblich geworden. Soldatische Disziplin gegen Einstein und Freud, gegen Soziologie, Geschichtswissenschaft und philosophisches Denken. Wehrte sich die Universität dagegen? Einzelne Professoren taten es. Sie standen auf mit Mut und Leidenschaft und Bekennternum — so etwa Eduard Spranger in Berlin, der seinen demonstrativen Rücktritt sogar noch vor einer Pressekonferenz begründete. Die Universität als Gesamtheit aber, die Lehrkörper und die Studentenschaft ließen es sich gefallen. Das gehört zum Ungeheuerlichsten und für den heutigen Betrachter zum Unverständlichsten dessen, was damals geschah. Denn das vollzog sich ja nicht allmählich, mit raffinierten Schachzügen der Machthaber, oder allein mit schierer Gewalt. Die deutsche Universität wurde nicht zum Zug, im Laufe von Jahren unterworfen. Sie wurde innerhalb weniger Wochen besetzt, mit durchaus primitiven Mitteln. Wie konnte das geschehen?

Die Machtergreifung 1931

„Wenn eines mich an den Sieg unserer Bewegung glauben läßt, so ist es der Vormarsch unserer Bewegung in der Studentenschaft.“ Also sprach Adolf Hitler im Herbst 1931. In Graz war kurz vorher der 13. deutsche Studententag zusammengekommen: die Vertretung der Studentenausschüsse an den deutschen und österreichischen Universitäten. Dieser 13. deutsche Studententag ergab eine Mehrheit der Nationalsozialisten in den Studentenvertretungen der Universitäten und



1933: „DEUTSCHE STUDENTEN MARSCHIEREN WIDER DEN UNDEUTSCHEN GEIST“
Kommittees in Uniform und mit Hakenkreuzarmblende verbrennen auf dem Platz neben der Berliner Staatsoper Bücher „nicht erwünschter Schriftsteller“.
(Foto: Ullstein-Archiv)

Hochschulen. Das heißt, knapp zwei Jahre vor der Machtergreifung im Staat hatten die Nationalsozialisten bereits die Studentenschaft erobert. Sie hatten gewiß nicht die absolute Mehrheit aller Studenten hinter sich — aber eben die Mehrheiten in den Studentenvertretungen. Schon 1930 wurden von den 110 Astarsitzen der vier bayerischen Hochschulen 50 von den Vertretern des NS-Studentenbundes besetzt — nur sechs von den Delegierten der republikanischer Verbände. 1932 fand der 14. und letzte deutsche Studententag statt, diesmal im ostpreussischen Königsberg. Aber da versammelten sich die Delegierten schon nicht mehr in der Universität, sondern in einer Kaserne. Uniform und militärischer Ton beherrschten die Sitzungen. Die Studentenvertreter beschlossen, die demokratische Verfassung der studentischen Selbstverwaltung zu beseitigen und das „Führerprinzip“ einzuführen, 1932, über ein halbes Jahr vor dem Ermächtigungsgesetz, entschieden sich die Studentenvertreter für diese Art der Selbstvermittlung. Wußten sie, was sie taten?

Der Traum vom Reich

Das neuere deutsche National- und Kulturbewußtsein ist in der Zeit der politischen Romantik, am Anfang des vorigen Jahrhunderts, entstanden. Es entwickelte sich nicht im wirtschaftlichen Bürgertum, sondern in der jungen Akademikerschicht. Sie hatte in der Deutschen Burschenschaft ihre neue Form gefunden. Die politische Romantik aber war eine Gegenbewegung. Sie entstand und verstand sich als eine Reaktion auf die geistige Entwicklung in Westeuropa, auf die Französische Revolution, das napoleonische Recht. Sie suchte nach dem „Eigentlichen“, nach dem „Wesen“ nach dem spezifisch „Deutschen“. Dabei blieb sie freilich in träumerischen Gebilden befangen. Einig war man sich nur in der Ablehnung alles Westlichen, der „Wälschen“, der (falsch verstandenen) „Zivilisation“, der (vermeintlichen) „Dekadenz“. Aber die Träume vom „deutschen Wesen“ das so ganz anders geartet sei, innerlicher, echter, wahrer, diese Träume wurden immer wieder geträumt. Sie beherrschten schließlich so sehr die Köpfe eines großen Teils der deutschen Akademiker, daß sie nicht mehr der Kritik des analytischen Verstandes unterzogen wurden. Noch ein so differenzierter Geist wie Ernst Troeltsch kam zu dem Ergebnis: „Politische Freiheit ist uns nicht die Hervorbringung des Regierungswillens aus der Summierung der Einzelwillen und nicht die Kontrolle der Geschäftsführer durch den Auftraggeber, sondern die pflichtmäßige Hingabe an das durch Geschichte, Staat und Nation schon bestehende Ganze.“

Wir kennen inzwischen den allmählichen Verfall jener hohen Ideen eines heiligen Reichs der Deutschen in die Primitivität der schimmernden Wehr und der Wacht am Rhein. Im Munde subalterner Patrioten wurden sie bald zu Phrasen; aus Phrasen wurde Säbelgerassel. Joseph Goebbels blieb es vorbehalten, von der „stählernen Romantik“ dazuzu-

tönen. Es war eine ungeheuerliche Primitivierung, ja Umkehrung des Schönsten, was der deutsche Geist zu Beginn des vorigen Jahrhunderts hervorgebracht hat. Die studentischen Verbindungen nahmen an diesem Prozeß nicht nur passiv teil. Sie führten selbst das große nationale Wort, variierten es immer auf neue und verloren schließlich die Fähigkeit, nüchtern die geistige und gesellschaftliche Wirklichkeit zu erkennen. Freilich war diese politische Romantik schon in ihren ersten und schönsten Anfängen ambivalent. August von Kotzebue wurde 1819 von dem Studenten Karl Sand ermordet, weil er „die heiligsten Gefühle der Nation“ verletzt habe. Es war der erste politische Mord der Neuzeit, der nicht als Tyrannenbeseitigung verstanden wurde, sondern als „Volksrache“, als „Strafe“ für ironisches Gerede. Sand meinte, mit seinem Dolchstoß eine heilige Tat zu vollbringen. Zwei Jahre vorher, 1817, wurden zum erstmal „undeutsche Bücher“ verbrannt. Extreme Auswüchse politischer, nationaler Schwärmer! Wo man Bücher verbrennt, dort verbrennt man am Ende auch Menschen — schrieb Heinrich Heine.

Preußen gegen die Völkischen

Nach 1918 schien die politische Tradition des deutschen Studententums freilich fast abzusterben. Die ersten Ansätze zu republikanischem Geist und zur demokratischen Selbstverwaltung waren unter den Studenten schon vor dem ersten Weltkrieg zu beobachten gewesen. In Würzburg fand dann 1919 der erste

mit denen der Nationalsozialisten gepriesen, als etwa das Unterscheidende betont. In einer Besprechung von Hitlers „Mein Kampf“ in den Burschenschaftlichen Blättern aus dem Jahre 1930 heißt es unter anderem: „Das parlamentarische System zerstört den Führergedanken, weil es die Freude an der Verantwortung abtötet... Indem wir Burschenschaftler den Mensurzwang haben, der nur in der jüdischen Presse und von den marxistischen Regierungen bekämpft und ins Lächerliche gezogen wird, üben wir, vielleicht oft unbewußt, eine gewisse rassistische Auslese!“ Die Kampfansage gegen die geistigen Grundlagen der Republik kehrt immer wieder, und ihr wird kaum widersprochen. So kam es 1931 zu einem „Erfurter Abkommen“ zwischen den schlagenden Verbindungen und dem NS-Studentenbund, in dem sich beide Teile versprachen, nicht gegeneinander zu arbeiten und in allen hochschulpolitischen Fragen gemeinsam vorzugehen. Lediglich der Köseener SC trat rasch wieder von diesem Abkommen zurück.

Nationalsozialismus ja, aber...

Freilich wurde es auch den anderen völkischen Verbänden bald unbehaglich. Denn die Nationalsozialisten dachten nicht daran, deren Entgegenkommen und Beteuerungen zu honorieren. Vor allem kam es zum Zwiß, als Hitler gegen Hindenburg in den Reichspräsidentenwahlen kandidierte. Dieser Affront gegen den greisen Feldmarschall war den schwarz-weiß-roten Deutschtlütern denn doch zu viel. Die völkischen Verbände erklärten umwunden, man betrachte den Nationalsozialismus als wesentlichen Teil der völkischen Bewegung, erkenne aber den NS-Studentenbund nicht als deren Vertreter an. Bei genauer Durchsicht der Zeitschriften gewahrt man denn auch, daß das wachsende Unbehagen an den Nationalsozialisten weniger der Sorge um den Bestand Deutschlands oder gar der rechtsstaatlichen Republik entsprang als vielmehr der Furcht vor Übergriffen in die Eigenständigkeit der Verbände. So schlossen sich die völkischen Verbindungen im September 1932 zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammen, die sich sowohl von den Republikanern wie von den Nationalsozialisten distanzieren wollte. Der 30. Januar 1933 schwemte diese Distanz wieder zu. Im Aufruf der Deutschen Burschenschaft vom März 1933 hieß es, nun habe alle Trennende zurückzutreten, weil endlich die „Schmach von 1918“ beseitigt sei. Als 1933 wieder die Farben schwarz-weiß-rot zu den Reichsfarben erklärt wurden, dankte die Burschenschaft eigens der Reichsregierung dafür, weil damit den burschenschaftlichen Farben schwarz-rot-gold der „von wesens- und willensfremder Seite auferlegte Makel“ genommen worden sei.

Indes, die Schmach begann erst. Die Nationalsozialisten dachten keinen Augenblick daran, den überschenglichen Hymnen der völkischen Verbände und deren aktiver Teilnahme an den Bücherverbrennungen zu danken. Was folgte war ein bürgerliches Trauerspiel. Zwar versuchte der Staatssekretär Lammer sich mit seinem ganzen Gewicht vor die Traditionsverbände zu stellen. Aber seine Versuche mißlangten. Sie mißlangten nicht nur wegen der Gewaltätigkeit der Nationalsozialisten, sondern auch wegen der Uneinigkeit der Verbände selbst. Denn während die katholischen Verbindungen und die Corps sich alles in allem standhaft zeigten, begannen andere Sonderverhandlungen mit dem NS-Studentenbund zu führen — wiederum vor allem die damalige Bundesführung der Burschenschaft. Es kam zu Sezessionen, Winkelzügen, Abmachungen, Neugliederungen. Im Sommer 1935 begann die letzte Auseinandersetzung zwischen dem Staatssekretär Lammer, der mit der „Gemeinschaft studentischer Verbände“ eine Art Abwehrorganisation aller Traditionsverbände gegründet hatte, und dem nationalsozialistischen Reichsstudentenfürher Albert Derichsweiler. Derichsweiler verlangte — entgegen einer Abmachung, die er noch drei Monate vorher mit Dr. Lammer getroffen hatte — die politische Schulung von je drei Mitgliedern einer Korporation. Lammer lehnte ab und untersagte den Verbindungen, auf die Forderungen Derichsweilers einzugehen. Die Burschenschaft gehorchte aber Derichsweiler, nicht Lammer, und wurde daraufhin von diesem aus jener Abwehr-Gemeinschaft ausgeschlossen. Aber auch der Köseener Corpsverband wurde von Lammer aus der „Gemeinschaft studentischer Verbände“ ausgeschlossen, allerdings aus entgegengesetzten Gründen, nämlich weil sich die Köseener weiterten, ihren jüdischen Bundesbrüdern die Mitgliedschaft abzuerkennen. Daraufhin gab Lammer seine Versuche auf und trat vom Vorsitz jener Gemeinschaft zurück, worauf diese sich selbst auflöste. Auch die meisten Einzelverbände zogen die Selbstauflösung der feierlichen Ueberführung in den NSDStV vor. Lediglich die Restburschenschaft vollzog diesen formellen Uebertritt. Ihre Delegierten trafen sich am 18. Oktober 1935 zum letztenmal auf der Wartburg. Bundesführer Glaumig erklärte: „Das Ziel der Deutschen Burschenschaft, die Einheit und Macht des deutschen Volkes, ist durch den Führer und die NSDAP in einer Weise erreicht, wie es sich die Männer des Wartburgfestes 1817 nicht schöner haben träumen können. Für dieses Ziel zu kämpfen, hat die Deutsche Burschenschaft nicht mehr nötig. Das Erreichte festzuhalten, ist nicht ihre Aufgabe, sondern die Aufgabe der NSDAP. Die Deutsche Burschenschaft hat infolgedessen keine Aufgabe mehr. Sie kann dem großen Gedanken ihrer Gründer nur gerecht werden, wenn sie sich der NSDAP eingliedert, die das erreicht hat und das verdient, wofür die Burschenschaft über ein Jahrhundert gekämpft hat.“

Widerstand

War das alles? Gewiß nicht. Nicht wenige der Verbindungen hielten weiterhin zusammen, nun eben als „Kameradschaften“. Und aus einigen wuchs nach und nach Widerstand. Vor allem bei den katholischen Verbindungen und bei den Corps dienten die alten Bande bald auch der Organisierung des Kampfes gegen die Nationalsozialisten. Nicht wenige ihrer Mitglieder endeten auf dem Schafot, vor allem nach dem 20. Juli 1944. Gleichwohl war dies nicht typisch, sondern Ergebnis qualvoller Besinnung und Umkehr von einzelnen. Die Verbände, die völkischen jedenfalls, können den Mut dieser Männer nicht für sich in Anspruch nehmen. Denn als Verbände haben sie nach Kräften mitgewirkt, die erste deutsche Republik und die Fundamente des freiheitlichen Rechtsstaates zu untergraben. Sie haben gewiß nicht die Barbaree des braunen Staates gewollt. Aber sie haben ihre jungen Mitglieder bewußt in jenem völkischen nationalen Nebelreich erlogen, in dem die Nationalsozialisten erst ihre Herrschaft aufbauen konnten. Die „undeutschen“ Bücher haben sie noch gemeinsam verbrannt.

Der Wind hat freie Bahn

Augenblicke einer kanadischen Reise / Von Karl Puhlmann

Oben, über den weißen Wolkenbergen, ahnten wir nichts. Die Morgensonne glitzerte auf den Tragflächen der viermotorigen Maschine. In einer Viertelstunde sollten wir landen. Doch unten, auf dem amerikanischen Kontinent, war der Flugverkehr eingestellt. Blizzards, die die Flugzeuge, die über den Atlantik kamen, mußten herein. Als unsere Maschine zur Landung anrollte, sah es aus, als verfehle sie die Rollbahn. Im steilen Winkel zog sie eine enge Kurve um den Platz, kippte plötzlich in den Tragflächen in die Horizontale ab und setzte mit einem Ruck auf. Montreal. Hier sollte unsere kanadische Reise beginnen. Bei 20 Grad Kälte trieb der Sturm den Schnee wie aufgeblähte weiße Laken über die Straßen. Als wir nach zehn Tagen nach Montreal zurückkehrten, taute es; auf den aufgerissenen Straßen standen meterlange Pfützen. Zwischen Anfang und Ende der Reise, zwischen Schnee und Dreck, lagen dreitausend Meilen. Wir nahmen sie mit Flugzeug, Eisenbahn und Auto. Es war eine jener Reisen, die unser Zeitalter erfunden hat. Irgend etwas wird besichtigt; das Land und seine Menschen aber sieht — wer Glück hat — trotzdem.

„Gut, daß Sie nicht gestern gekommen sind. Da war es noch schlimmer, der Schneesturm hat sich schon ausgetobt“, meinte der Fahrer, der uns vom Flughafen ins Hotel brachte. Er mußte aufpassen, daß er nicht von der schmalen Fahrbahn abkam und im Schnee stecken blieb. Links und rechts lag er in meterdicken Wällen. Dazwischen steckten Autos, von denen man sich vergeblich vorzustellen versuchte, wie sie vor dem Sommer wieder flott gemacht werden könnten. Fußgänger flüchteten nirgends zu erkennen. Von den Fußgängern fehlte jede Spur.

Auf allen Straßen zwischen Montreal und Winnipeg, in Schnee oder Schlamm, waren die Autofahrer von der gleichen Gelassenheit, die mich von der ersten Minute an gefangen hatte. Ich begriff: Ich kam aus dem nervösen Europa. Am Steuer unseres Wagens saßen manchmal Offiziere oder Direktoren und manchmal auch ihre Fahrer. Ob Vorgesetzter oder Untergebener, die Art zu sprechen und zu grüßen war stets die gleiche; und die Ruhe war die gleiche. Ein Blizzards ändert nicht seine Geschwindigkeit, wenn man sich aufregt.

Eines Abends führen wir von Ottawa bei dichtem Schneefall nach Cornwall zu der amerikanischen Grenze. Als wir nach Mitternacht zurückfahren, regnete es in Strömen. Der Wagen schlitterte und tanzte auf dem Eis und in dem Schlamm. Der Fahrer wurde nicht eine Sekunde unsicher; er sprach leise und behutsam, wenn er sich mit seinem Wagen unterhielt. Ob er der Landstraße oder in der Luft, der kanadische Verkehr hat auch heute seinen Urfeind, das Wetter. „Keine Maschine würde bei diesem Wetter in Europa aufsteigen“, entfuhr es einem Teilnehmer unserer Reise, der in Deutschland Pilot gewesen war. Der kanadische General hatte vorhin nur an den Himmel gesehen und gesagt: „Wir fliegen.“ Die große Ruhe des Kanadiers habe ihre Schwärztheit, versuchte mich ein Einwanderer aufzuklären. Die Gelassenheit liegt dicht bei der Sorglosigkeit und der Gleichgültigkeit. Aber der Kritiker liebte seine neue Heimat dennoch — mehr, als er zugeben wollte.

Am Morgen nach unserer Ankunft in Montreal schätzten die Zeitungen, was der Schneefall der letzten Tage die Stadt kosten würde. Wahrscheinlich, so schrieben sie, würde der Kampf gegen den Schnee in diesem Winter fünf Millionen Dollar verschlingen. Allein einige Tausend Lastwagen voll Viehsalz werden im Laufe eines Winters in den Straßen abgeladen. Gleich in der ersten Stunde hörte ich: „Nehmen Sie sich in acht, das Zeug liegt hier überall herum, es zerfrißt Schuhe und Hosen.“ Die Kanadier sind das Water durch Schnee und Matsch gewöhnt. Sie tragen, was nützlich ist. Und wer das Land bei diesem Wetter gesehen hat, der erinnert sich lange der Gummistiefel-Parade. Von der Galosche, die man mit leichtem Griff vom Lackschuh streift, bis zum klöbigen Wasserstiefel sehen die verschiedensten Höhen und Breiten sowie die skurrilsten Formen gelassen auf den Fremden, der nichts Besseres zu tun hat, als sie vor geschlossenen Konferenztüren, vor Tanzsälen oder in den Vorhallen der Museen neugierig zu betrachten. Ist die Gummistiefel-Kolonie aber auf den Straßen in Bewegung, dann schlürft sie — oder sie wadet. Doch nie sah ich sie hasten. Nein, das Land verträgt die Nervösen nicht.

Hier in Kanada merken Sie erst, wie ähnlich Menschen aller Völker und Rassen einander sind“, meinte jemand. Der Leiter eines Unternehmens hatte auf meine Frage geantwortet, daß die Arbeiter seines Hauses aus fünfunddreißig Nationen kämen. Wahrscheinlich würde das Experiment, aus den verschiedensten Nationalitäten eine neue Nation zu schmeln, viel gewagter sein, wäre da nicht der weite kanadische Raum. In ihm ist der Mensch auf den Menschen angewiesen. Man teilt die gleichen Sorgen, man bespricht sie mit dem Nachbarn. Unmerklich verändern sich die Gewohnheiten des Einwanderers. Mit der lässig freundlichen Art, sich beim Gruß frei ins Auge zu sehen, nehmen die Neuankömmlinge Formen an, die weither aus Geschichte und Wesen des Pionierlandes kommen.

In Kanada machen Kleider noch nicht Leute. Man hat den dollarschweren Oelbut auf dem Kopf oder ein Stück Stoff, das wir gewöhnlich Mütze nennen. Man hat die Hände in der Hosentasche oder auf dem Rücken. Man trägt kariert oder einfarbig. Man spricht polnisch oder französisch, englisch oder deutsch. Doch niemand dreht sich deshalb nach dem anderen um. — Ein Neger, der aus den Vereinigten Staaten zugewandert war, erklärte mir lange, warum er sich erst in Kanada frei fühle.

Ein nachdenklicher Einwanderer erzählte mir eine Geschichte, die sich, wie er sagte, an vielen wiederholte. In seiner Nachbarschaft lebe eine ältere Deutsche. Seit ihrer Ankunft im Lande habe sie hart gearbeitet. Sie habe

sich manche Anschaffungen machen und auch das Fahrgeld für die Reise nach Deutschland sparen können. Denn wie an vielen Einwanderern habe das Heimweh auch an ihr mächtig gezogen; und schließlich sei sie nach Deutschland gefahren. Aber das Wiedersehen mit der Heimat habe sie nur zur endgültigen Auswanderung nach Kanada veranlaßt. „Warum?“ — Sehen Sie, als die Frau zu ihren Verwandten und Freunden kam, sagte man ihr, sie könne heute in Deutschland nicht mehr tragen, was sie da am Leibe habe, sie müsse dies und das tun, sagte man ihr. Und da befrüchte sie, wie frei sie drüben gelebt hatte.“

In Montreal fuhr mich ein deutscher Taxichauffeur. Er war jung und erst vor einem Jahr eingewandert. Seine Vorstellung von der alten Heimat war bissig: „Ihr werdet schon wieder alles einreißen.“ In Quebec begegnete ich unter den Kellnerinnen im Flughafenrestaurant eine Deutsche. Sie versuchte sich noch einige Zeit hinter einem englischen Akzent zu verbergen, bis sie es aufgab. Aber sie verzehle es der deutschen Gruppe nicht, daß auf einmal alle deutsch mit ihr sprachen. In Toronto unterhielt ich mich mit einem deutschen Einwanderer, der erst kurz in Kanada war und die Manie hatte, die deutschen Vokabeln nicht mehr zu kennen. Dabei war es sein Beruf, täglich mit Deutschland zu korrespondieren. Der deutsche Komplex scheint also auch in Kanada nicht überwunden zu sein. Doch genug von den Ausnahmen! Die meisten Deutschen treffen sich offen, den Landsmann zu sehen. Ich traf sie einzeln und in Gruppen. Nur selten hatte ich das Gefühl, daß sie Unterschiede zwischen Deutschen und Deutschen machten. Der weiterführende Leiter eines Konsulats meinte abwertend: „Wie die Einwanderer über Deutschland denken und wie sie sich Deutschland gegenüber einstellen, das hängt fast immer von der Achtung ab, die Deutschland in der Welt genießt.“

Unser Reiseplan war auf die Minute festgelegt. Wir liefen wie auf einem Stahlband aus Flugzeugen und Autos. Doch hin und wieder konnten wir zur Seite oder hinunter von unserem Band. Von den Feldern der Prairie erkannte wir allerdings nur die schier endlosen verschneiten Flächen, denen hier und da dunkle Wäldchen aufgetupft waren. Wo der Schnee weniger hoch lag, wurden Straßen, Eisenbahnschienen und Feldwege sichtbar, wie mit einem Riesennetzel gezeichnet. Dasselbe Lineal war auch für den Grundriß der Prairiestaaten benutzt worden. Diese heftig wachsenden Städte leiden nicht an Raumangel. In Winnipeg, der Hauptstadt von Manitoba, wohnen vierhunderttausend Menschen aller Völker und Rassen in kunterbunten Bungalows. Ohne Übergang läuft die Häuseransammlung in die Prairie aus. Nirgends hat sie einen Halt. Das Lineal hat nur, die schnurgeraden Linien zurückgelassen. Der Wind hat freie Bahn.

Mindestens einen zentralen Bau haben jedoch fast alle Städte Kanadas. Es ist ein Steinbau. Und dem Europäer fällt es zunächst schwer, sich daran zu gewöhnen, daß diese Burgen mit ihren Türmen und Zinnen die Hotels sind. Sie gehören meistens einer der beiden Eisenbahngesellschaften und sind damit ein Stück kanadischer Geschichte; erinnern sie doch an die Rolle der Eisenbahn bei der Durchdringung des Landes von Osten nach Westen. Auch heute sind diese Hotels Mittelpunkte des öffentlichen Lebens. In ihren Hallen werden Geschäfte abgeschlossen, in ihren Konferenzzimmern wird Politik gemacht, in den Bars treffen sich die Männer beim Sherry, und in den großen Sälen drehen sich die Paare im Tanz. Draußen auf den Straßen mag das Wetter alles lähmlegen. Vom Auto genügt ein Sprung in die überheizten Hotelräume, um wieder dem Leben in der Zivilisation zu begegnen.

In dem Minutenplan unserer Reise wurde uns von mancher Stadt nicht viel mehr geschenkt als dieser Sprung vom Auto ins Hotel. War es Abend, dann sahen wir dabei noch das bunt und wirr flimmernde Fließband der Lichtreklamen. War es Tag, so sahen die Straßen mit ihren freihängenden Drähten, Kabeln und toten Beleuchtungskörpern wie umgedrehte Kulissen aus. Sogar die Tropfen von den oberen Geschossen hängen drüben. Denn der Kanadier kennt in seinen Holzhäusern eine große Angst: das Feuer.

Mehr als die Hälfte der sechzehn Millionen Einwohner Kanadas leben an der Ostgrenze zu den Vereinigten Staaten, zwischen der Millionenstadt Toronto — mit ihren grauen Steinbauten nach amerikanischem Vorbild — und dem französischen Quebec im Norden. Man glaubt zu träumen. Denn Quebec ist die französische Ueberrasschung auf dem amerikanischen Kontinent: Wie sie, die Mützen über den Zigaretten im Mundwinkel, in den Tavernen an der Theke lehnen; seit Generationen wissen sie nichts von den anderen drüben in Europa, trotzdem haben sie die gleichen Geste, die gleichen beifenden Worte; selbst Haltung und Gang ihrer Frauen rufen die Erinnerung wach — fürwahr, ein stolzer Versuch im Lande der Gummistiefel... nur ist der Chic etwas den zwanziger Jahre zugewandt.

Sogar der stumme französische Widerstand gegen die Moderne scheint nach Quebec verhetzt zu sein. In den Gassen mit den schrägen Dächern ist alles beim alten: die Werkstatt in irgendeinem Nebenzimmer, die Auslage der Iröden, das Pferdegeschirr, das gar nicht daran denkt, vor dem Motor abzutreten. Das vorrevolutionäre Frankreich, das in Kanada vor zweihundert Jahren abgeschnitten wurde, wirkt sogar noch entschlossener als das europäische Mutterland, sich an das Gestern zu klammern. In Quebec blicken die Gesichter den Fremden noch freier an. Die Winkel sind dumpfer als in Frankreich. Aber das Leben in der französischen Stadt am Lorenz-Ström ist auch härter. Ueber das Feld, auf dem sich vor zweihundert Jahren die Zukunft der Franzosen Kanadas entschied,

wehte gerade ein erbarmungslos Wind; über den Strom trieben mächtige Eispakete; und der Zug der Canadian Pacific heulte vor dem Bahnhof wie ein heiseres Prätier.

Ottawa, Kanadas politische Hauptstadt mit den graugrünen Parlamentsbauten im viktorianischen Stil, ist wieder nur das Ergebnis eines der Kompromisse aus denen häufig politische Hauptstädte entstehen. Wen in Ottawa die Erinnerungen an Europa plagten, den zieht es nach Montreal. Diese größte kanadische Stadt nennt sich stolz die zweitgrößte französischsprachige Stadt der Welt. Sie liebt es, mit Paris zu kokettieren, in ihren Speise- und Vergnügungslökalen oder mit ihren Schaufensterdekorationen; und in ihren Hotelzimmern sah ich endlich, wo die Pariser Seine-Maler ihre Dutzend-Aquarelle abgeben.

Wenn ein entgegenkommender Wagen eine Welle Schlamwasser über uns schüttete, bedankte sich mein kanadischer Freund mit unbewegter Miene, um mit dem nassen Geschenk sofort die eigene Windschutzscheibe zu reinigen. Die Straßen Montreals müßten nach jedem Winter neu asphaltiert werden, erklärte er mir, während er den Wagen über die Schlaglöcher steuerte. Wir fuhren zwischen Einkaufszentren amerikanischer Art und kolossalen Wallfahrtsstätten kreuz und quer durch die Stadt mit den halb französischen, halb amerikanischen Straßenbildern. Hier und da hatte ich den Eindruck einer fast europäischen Vielfalt und Lebendigkeit.

Meine kanadischen Freunde, die selber vor langen Jahren nach Kanada eingewandert waren, fanden manches bittere Wort für diejenigen Gäste, die ihren europäischen Kultur-Hochmut in Kanada ungehindert zu äußern pflegen. Kanada arbeite. Ein Mann, der ein Dickicht niederlege, weil er leben wolle, Philosophie nicht über das Wesen des Nichts. „Ja, unsere Städte fehlt das Intime Europas. Der Kunstwert? Oh, messen Sie ihn nicht zu streng. Das künstlerische Bedürfnis erwacht erst. Die Gesellschaft entwickelt sich erst. Und Hand aufs Herz? Wo ist Europa heute?“ — Ich hörte zu und schwieg. Von dem funkelnden Stahlband aus Flugzeug, Eisenbahn und Auto, auf dem wir ununterbrochen gelaufen waren, hatte ich vom Land nur Fetzen erspähen können. Ich war in einem Staat, der voran will und in dem die Holzhäuser fast so schnell wie die Autos gewechselt werden. Ich bekam dort eine Vorstellung von dem großen Wetter. Und dieses Wetter ist vor den Menschen, vor den Staaten und den Kulturen.



Die Straßen der Zentren Kanadas sind keine Promenaden. Die Städte sind von Pionieren gebaut. (Foto: Seeliger)

Kathedralen, Kutten, Katakomben

Die Schicksale des Höhlenklosters von Kiew / Von Hermann Pörgen

„Du bist das Kloster zu den Wundenmalen mit zwölfdreißig alten Kathedralen und fünfzig Kirchen, welche aus Opalen und Stücken Bernstein aufgemauert sind.“

Als Halper Maria Rilke am „Stundenbuch“ schrieb, tauchte in seiner Erinnerung das wunderbar bestürzende Bild der Kiewer Lawra auf. Schon der Titel, den der Dichter seinen lyrischen Meditationen von mönchlichen Leben voranstellte, enthält einen seltsamen Anklang oder womöglich gar einen Hinweis auf diesen Ort, eine historische Reminiszenz. Der erste Druck, der dem Chronisten dieser mächtvollen Klosteranlage vor fast vier Jahrhunderten gelang, hieß nämlich „Das Stundenbuch“ (Tschassoslow). Die mit Miniaturen versehenen französischen Briefe des fünfzehnten Jahrhunderts nannte man ebenfalls „livres d'heures“, auf sie bezieht sich Rilke selbst gelegentlich. In einem seiner Reisebriefe aus Rußland hieß es jedoch: „Ich höre jetzt nur russische Stunden reden.“ Sicher stand Rilke, als er um die Jahrhundertwende gemeinsam mit der geistreichen Nietzschefreundin Lou Salomé das weite Zarenreich bereiste, auch hier vor diesen weißen, ehrfurchtgebietenden Kathedralen, was anders als das unterirdische Höhlenkloster von Kiew konnte ihm vorgeschwebt haben, als er im „Buch von der Pilgerschaft“ jene kuttenträgenden Heiligen priest, die sich dem Geißel und Geplär selbst in den Klosterstuben noch zu nahe fühlten, „so daß sie tief sich in die Erde gruben“?

Die wunderbare Impression der auch heute wieder von Wallfahrern und Touristen vielbesuchten Kiewer Katakomben hat sich in den Versen Rilkes erhalten, der mit einem kleinen, flackernden Lichtlein in der Hand diese schwarzen Gänge durchwanderte. Der runde Raum der unterirdischen Kirche, „wo Silberlampen sich von Balsam nähren“, die goldenen Türen vor dem Altar wie vor goldenen Gärten, die ungewesteten Leichen, die hier mit gefalteten Händen unter Glas und Tüchern in den Särgen liegen — das alles ist bis heute unverändert. „Jetzt zeigt man sie den tausend Pilgern, die / aus Stadt und Steppe zu dem Kloster wallen. / Seit dreimal hundert Jahren liegen sie, / und ihre Leiber können nicht zerfallen.“

Goldene Türme

Die mächtige Lawra auf dem steil ragenden Westufer des Dnjepr-Stromes umfaßte einst sechs Klöster mit sechsundachtzig Baulichkeiten, Kirchen und Kapellen, deren goldene Türme und Spitzen über grüne Linden in die Wolken stiegen. Neunhundert Jahre sind vergangen, seit hier, die ersten Einsiedler den Platz umzäunten und eine hölzerne Kirche zimmerten. Die älteste Steinkirche, 1073 begonnen, malten byzantinische Künstler mit Fresken aus, wosokur ukrainische Meister den Altar mit Mosaikarbeiten schmückten. In jedem Jahrhundert gab es Brände, Plünderungen und Zerstörungen. Schon vor den Mongolenstürmen pilgerten aus ganz Rußland die wundergläubigen Wallfahrer herbei. Die Klosteranlage war, aus Bildungszentrum des klosterrätlichen Südens, das Bildungsgroße Prediger, Verbreiter der christlichen Lehre hervor. Hier wirkten die ersten Geschichtsschreiber und Ikonenmaler, Kiewer Mönche nahmen in zwanzig russischen Städten Bischofsthronen ein. Der Patriarch von Konstantinopel erob. Der Ende des 16. Jahrhunderts

dieses älteste und bedeutendste Heiligtum Rußlands zum Rang einer Lawra mit einem Archimandriten als Abt. „Lawra“, auf Griechisch „eigentlich“ Straße, erhielt in der slawischen Kirchensprache die Bedeutung: Mönchswohnung. In alten Rußland gab es noch zwei weitere berühmte Klosterburgen, welche diese Auszeichnung empfangen, Sergej-Troitzk (bei Moskau) und Alexander Newski (bei St. Petersburg).

Gottlosenmuseum

Als ich vor einem Vierteljahrhundert zum ersten Male den Berg erklimm, auf dem sich die heiligste Lawra befindet, las ich neben der heiligsten Pforte folgende Inschrift: „Nach der Machtergreifung der Werktätigen und des Vollzugs Ausschusses der UdSSR wurde das Hauptkloster Kiew am 29. September 1926 aus einer städtischen religiösen Opiums in eine Stadt der proletarischen Kultur verwandelt mit dem Namen: Allukrainische Museumstadt.“

Im Jahre 1930 hatten die letzten Mönche die ehrwürdige Stätte verlassen müssen. So lange vermochten sie es, sich wenigstens in der Großen Kathedrale, die in dem unterirdischen Höhlenkloster zu behaupten. Die damalige Politik der Sowjetregierung strebte eine vollständige Liquidierung der Klöster an, als Hauptzentren des geistlichen Einflusses, als „Brutstätten des Parasitentums“, als „mächtige Schrauben in der Ausbeutungsmaschine der alten herrschenden Klassen“. Allen klösterlichen Besitz, soweit er nicht unmittelbar den gottesdienstlichen Zwecken diene, sprach ein Erlaß den lokalen Behörden zu. Sie sollten ihn nach ihrem Ermessen zu sozialen Zwecken verwenden, als Schulen, als Asyle oder Erholungshäuser. Die überflüssig gewordenen Klosterkirchen mußten geschlossen werden. Nach offiziellen Angaben verschwanden damals 673 Klöster. Die Mönche schnitten sich die Haare ab. Nennen heirateten und versuchten ihren Lebensunterhalt zu verdienen. „Wie Küchenschaben unter dem Ofen hervorgeragt werden, so zerstreute sich die schwarze Geisteslichter über das Land.“

Einzelne betagte Klosterinsassen beließ man zuweilen aus Gnade und Barmherzigkeit als Wächter oder unter einem andern Vorwand in den konfisziierten Gebäuden. Ein weiteres Ergebnis der Kampagne gegen die Klöster bildete die Aufdeckung des sogenannten „Reliquienschwindels“. Die Sowjetbehörden stellten bei der Öffnung der prächtigen Schreine und Särgen fest, daß die angeblich unverweslichen Gebeine von wunderfertigen Heiligen vielfach künstliche Nachbildungen waren. Es kam zu Prozessen gegen die Geistlichkeit wegen Scharlatanerie, Trickanwendung und Ausbeutung der Unwissenheit oder aber auch wegen Versuchs, derartige Betrüge zu vertuschen. Um das Ansehen der Kirche zu untergraben, erfolgte überall vor den Augen der Bevölkerung die Öffnung der Reliquienschränke.

Nach anfänglicher Vorsicht nahm die antireligiöse Bewegung stürmische Formen an. Der „Bund kämpferischer Gottloser“ entstand. Er gruppierte sich um die Zeitschrift „Der Gottlose“ und entwickelte ein zentral gelenktes antireligiöses Programm. Dazu gehörte die Abschaffung der kirchlichen Feiertage, die Entfernung der Heiligenbilder aus den Wohnungen und ihre öffentliche Verbrennung. Dazu gehörte auch die Aufsetzung von gemeinsamen Gesuchen zur Entfernung der Klöster

oder Verwandlung der Kirchen in Klubgebäude. Man organisierte Antikathedralekambungen und Antiklosterkampagnen. Kreuze und Gedenksteine, nissen die demonstrierenden Gottlosen von den Gräbern. Man bildete Zertrümmerungsbrigaden, welche Kirchen und Kapellen niederrissen, um die Ohnmacht Gottes zu beweisen. Während des ersten Fünfjahresplans richtete der Gottlosenverband vierundvierzig antireligiöse Museen ein, mit Vorliebe in berühmten alten Kirchen und Klöstern. Ihre Zahl stieg zeitweilig auf achtzig. Auch die Lawra zu Kiew reichte man in dieses Netz von kirchenfeindlichen Propagandaeinrichtungen ein.

Beim heiligen Wladimir

Zu den unvergeßlichen Eindrücken meines Lebens gehört ein kleiner Vorfall, den ich im Jahre 1935 beim Besuch des antireligiösen Museums in der damals ziemlich vernachlässigten Kiewer Lawra beobachtete. Mit einer stattlichen Gruppe von Sowjetbürgern durchwanderte ich unter wissenschaftlicher Führung die Museumsräume, die in der Großen Kathedrale, einem prächtvollen Barockbau, angelegt worden waren. Die meisten Teilnehmer behielten natürlich zum Beweis ihrer Freigeistigkeit auch in der Kirche die Mütze oder den Hut auf dem Kopf. Der Agitator leitete uns zum Grabmal eines Heiligen, der in Wirklichkeit nichts anderes gewesen sei als ein Liebhaber der Kaiserin Katharina, ein Fürst Sadumaiski. Mit der halben Ukraine habe sie ihm die empfangenen natürlichen Freuden gelohnt, wovon er wiederum einen Teil der Kirche überließ, um heiliggesprochen zu werden. Eine graphische Darstellung zeigte die reichen Einkünfte des Lawra-Klosters: allein im Jahre 1913 etwa drei Millionen Mark. Ein einziger Heiliger, dessen Gebeine in einem silbernen Schrein durch eine Glasplatte schimmern, der heilige Wladimir, habe jährlich seine hunderttausend Rubel eingebracht. Wer nämlich, nach der damals herrschenden unhygienischen Sitte, die segenspendende Reliquie küssen wollte, warf vorher eine Münze in den Opferstock. Obwohl es in zwei andern Kirchen ebenfalls Gebeine dieses Heiligen gäbe, hätte dieser hier die besten Geschäfte gemacht.

„Stark und mächtig“, konnte man damals am gewaltigen Glockenturm der Lawra eine Inschrift lesen, „muß die Diktatur des Proletariats werden, um die letzten Reste der sterbenden Klasse und ihren Aberglauben zu zerbrechen.“

Wie erstaunt war ich aber, als ich während dieser Enthüllungen und Aufklärungen plötzlich zwei Frauen mit Kopftuch bemerkte, die unauffällig zurückblieben. Was taten sie? Während der Erklärer im Kirchenschiff die Betrügereien der Vergangenheit aufdeckte und eifrig den Wunderglauben anprangerte, küßten sie inbrünstig das silberne Haupt des heiligen Wladimir. Sie bekreuzigten sich tief vor der wunderfertigen, schönen Ikone der „Schwarzen Madonna“ und folgten weiter der antireligiösen Exkursion.

Barbarisch zerstört

Als ich unlängst, nach fast einem Vierteljahrhundert, mit diesen Erinnerungen abermals die Lawra in Kiew besuchte, bot sich ein völlig verwandeltes Bild. Die große Barockkathedrale, deren Anfänge bis ins elfte Jahrhundert zurückreichen, die gleiche, die

... und überhaupt **NOIL PRAT** DER TROCKENE FRANZÖSISCHE VERMOUTH 725 DM
 Importiert in Original-LITER-FL.
 GENERALVERTRETUNG DEUTSCHLAND G. KLAEBISCH & CO. - ELTVILLE / RHEIN - RUF 803